



FilmDokument

Eine Veranstaltungsreihe von CineGraph Babelsberg, Berlin-Brandenburgisches Centrum für Filmforschung, in Zusammenarbeit mit dem Bundesarchiv und der Deutschen Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen.

Nr. 215

21. Juni 2019

Einführung: Jan Gympel

INSTITUTSSOMMER

(BRD 1969/1970, KLAUS WILDENHAHN)

Regie: Klaus Wildenhahn. Idee: Dieter Meichsner. Exposé: Klaus Wildenhahn. Kamera: Michael Busse. Ton: Klaus Wildenhahn. Schnitt: Suse Lahaye. Mitarbeit: Gruppe Wochenschau der DFFB. Produzent: Dieter Meichsner.

Produktion: NDR, Abteilung Fernsehspiel, 1969/1970, 16 mm (1:1,33), Schwarzweiß, Ton (Mono).
Erstausstrahlung: 30. Juni 1970, 21.00 Uhr, Deutsches Fernsehen.

Kopie: 16 mm, Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, 1002 Meter, 92 Minuten.

Vorfilm:

Schwierigkeiten beim Dokumentarfilmmachen

BRD 1969/1970. Ein Film von Michael Busse (Kamera), Susanne Lahaye (Schnitt), Thomas Mitscherlich, Klaus Wildenhahn. Produktion: DFFB. Diskussionsteilnehmer: Klaus Wildenhahn, Thomas Mitscherlich, Hans Helmut Prinzler, Mitarbeiter des Robert-Koch-Instituts u.a.

Aufführung: 6. Dezember 1971, Deutsche Film- und Fernsehakademie Berlin.

Kopie: 16 mm, Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, 28 Minuten.

Quellen der filmographischen Angaben:

„Institutssommer“: Filme und Texte von Klaus Wildenhahn. Zusammengestellt und kommentiert von Eva Orbanz und Hans Helmut Prinzler. In: Egon Netenjakob: Liebe zum Fernsehen, Berlin: Verlag Volker Spiess 1984, Seite 209. Der Abspann des Films lautet: von Klaus Wildenhahn und Michael Busse. Mitarbeit: Gruppe Wochenschau Deutsche Film- und Fernsehakademie Berlin. Schnitt: Suse Lahaye. Produktionsleitung: Rudolf Rostho. Produktion: Dieter Meichsner.

Eine Sendung des NDR.

„Schwierigkeiten beim Dokumentarfilmmachen“: Filmbblatt Nr. 64/65 vom Frühjahr 2018, Seite 15.
Der Film war bereits Teil des Programms von „FilmDokument“ Nr. 194.

Ein altes, berühmtes Forschungsinstitut in Berlin–Wedding: das Robert–Koch–Institut, gegründet 1891, spezialisiert auf die Untersuchung von Infektionskrankheiten. Das einst königlich–preußische Haus ist jetzt dem Bundesgesundheitsamt angegliedert. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter sind Beamte.

Eine Arbeitsgruppe wird beobachtet. Sie sucht – seit sechs Jahren – den Erreger der ansteckenden Leberentzündung, der Hepatitis. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie bei ihren Nachforschungen keinen Erfolg haben wird.

Affen sind die hauptsächlichen Versuchstiere der Gruppe. Ihre Anschaffung – 150 Mark pro Stück – und ihr Unterhalt sind die größten Posten im Etat der Gruppe.

Alltag in einem heißen Sommer. Gespräche: mit dem Leiter der Arbeitsgruppe, seinen Mitarbeitern, dem Chef des Instituts. Arbeitsbeobachtungen: Tierversuche mit Affen.

Ein Doktorand der Medizin spricht mit den Wissenschaftlern über seine Dissertation. Am Ende des Gesprächs findet man einen Titel für die Arbeit: „Nachweis von adeno–viruspezifischen Zellveränderungen im gesunden Schlachtschwein.“ Übrigens ist das Gespräch sehr komisch.

Die Arbeit der Laborwäscherinnen, Stundenlohn 3,62 DM.

Das Problem der Arbeitsgruppe: Sie kriegt aus den Affen nicht den Virus, den sie hineinspritzt, wieder heraus. Der Chef des Instituts ist mißtrauisch. Er behauptet, es werde der Gruppe nicht gelingen, „den i–Punkt auf die Hepatitis zu setzen“. Er meint, die wissenschaftlichen Voraussetzungen der Virulogen reichen für die Untersuchungen nicht aus. Diese Meinung macht der Gruppe zu schaffen. Es soll eine gemeinsame Besprechung mit den Biochemikern des Hauses stattfinden. Aber solche Besprechungen haben schon früher stattgefunden und nichts für die Arbeit gebracht.

Ein neuer Versuch: mit Mäusen.

Dann geht der Leiter der Arbeitsgruppe zur Kur. Die geplante Besprechung mit anderen Wissenschaftlern des Instituts findet nicht statt. Die langfristige Fortsetzung der Arbeit ist gefährdet.

Der Film berichtet von der unheroischen Seite der Medizin. Von Hierarchie und Rivalität. Von der Psyche einer Gruppe. Von der Isolation. Auch: von Geduld, Hingabe, Selbstverleugnung. Bilder aus der Wissenschaft.

Der erste Wildenhahn–Film aus dem Mittelstand. Konflikte entwickelten sich durch den Film im Robert–Koch–Institut und eskalierten bis ins Wissenschaftsministerium. Der Film wurde nicht wiederholt, obwohl Fernsehspiel–Wiederholungen üblich sind.

Aus: Filme und Texte von Klaus Wildenhahn. Zusammengestellt und kommentiert von Eva Orbanz und Hans Helmut Prinzler. In: Egon Netenjakob: Liebe zum Fernsehen, Berlin: Verlag Volker Spiess 1984, Seite 209 f.

Presseinformation des Norddeutschen Rundfunks zur Erstausstrahlung

Zu dem Film

In Berlin–Wedding steht ein altes, berühmtes Forschungsinstitut, das Robert–Koch–Institut. Es wurde 1891 durch Beschluß des Preußischen Abgeordnetenhauses für Robert Koch als „königlich–preußisches Institut für Infektionskrankheiten“ gegründet. Das Verhalten des menschlichen Organismus gegen Infektionserreger ist auch heute noch die Hauptforschungsaufgabe.

Seit 1952 ist das Robert-Koch-Institut dem Bundesgesundheitsamt angegliedert und untersteht dem Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Die meisten seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter sind Beamte, d.h. wer hier arbeitet ist beim Staat angestellt. Das kann Sicherheit bedeuten; zum Beispiel: Sicherheit in Erwartung eines gesicherten Einkommens; zum Beispiel: Sicherheit bei der Verfolgung einer längeren Forschungsarbeit; zum Beispiel: Sicherheit vor der Erwartung, ständig Erfolge nachweisen zu müssen.

Gefilmt wurde eine Arbeitsgruppe, die den Erreger der menschlichen Hepatitis, der ansteckenden Leberentzündung, sucht. Man weiß bis heute nichts über ihre Ursache. Die Gruppe arbeitet seit sechs Jahren an diesem Thema. Bei Beginn der Arbeit war nicht abzusehen, ob sie das Ziel erreichen werde. Das ist jetzt, nach sieben Jahren, immer noch unsicher. Es ist durchaus möglich, daß die Gruppe nach acht- oder zehnjähriger Suche keinen Erfolg haben wird. Das Projekt dieser Gruppe ist undankbar, weil sich der Fortgang der Arbeit wissenschaftlich nur schwer beurteilen läßt. Eine solche Arbeit ist für die Karriere der an ihr beteiligten Wissenschaftler nicht günstig.

Dankbare und karrierefördernde Arbeiten sind solche, die zu schnellen Veröffentlichungen und Vorträgen führen, mit denen man in der wissenschaftlichen Welt Aufmerksamkeit oder gar Aufsehen erregen kann. Das schlägt sich auch materiell nieder.

Die im Film gezeigte Gruppe lebt am Rande der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Die Arbeit, die sie leistet, dringt nur in spärlichen Teilergebnissen nach draußen. Sie arbeitet in sich abgeschlossen in der Enge eines Instituts, an dem die Tendenz besteht, sich abzukapseln.

Im Institut gibt es mehrere solcher Gruppen. Jede von ihnen ist mit ihrer eigenen Aufgabe beschäftigt. Sie stehen daher autonom nebeneinander. Die jeweiligen Direktoren der Gruppen sind Fachautoritäten. Das Prestige ihres Namens ist verknüpft mit dem Erfolg der Arbeit ihrer Gruppe.

Der Film berichtet über die alltäglichen Schwierigkeiten und die vielfältigen Abhängigkeiten naturwissenschaftlichen Forschens, über das in der Öffentlichkeit weithin nur unklare Vorstellungen bestehen.

Über Klaus Wildenhahn

Klaus Wildenhahn wurde 1930 in Bonn geboren und verbrachte seine Kindheit in Berlin. Während des Krieges besuchte er das Pädagogium der Herrnhuter Brüdergemeine in Niesky, Schlesien. Nach dem Abitur studierte er Soziologie und Politische Wissenschaften in Berlin und in den Vereinigten Staaten. Danach lebte er vier Jahre in England, wo er als Krankenpfleger in einer Heilanstalt arbeitete und daneben Japanologie studierte.

1959 begann Klaus Wildenhahn seine Arbeit beim NDR. Er wurde Mitarbeiter bei der politischen Magazinsendung „Panorama“; wo er u.a. bei den Filmen „Der merkwürdige Tod des Herrn Hammerskjöld“ und „Der Tod kam wie bestellt“ mitarbeitete. Für „Panorama“ drehte er auch die ersten kommentarlosen Dokumentarfilme. Er wurde vor allem beeinflusst durch polnische Dokumentarfilme, die er in Oberhausen sah, und durch die Filme des amerikanischen Cinema direct: Leacock, Pennebaker, Maysles. Durch diese Einflüsse wurde er dazu gebracht, dem direktgedrehten Dokumentarfilm eine höhere Chance zur Provokation von Zuschauergesprächen zu geben, als allen gestellten und gespielten Szenen.

1964 wechselte Klaus Wildenhahn zur Hauptabteilung Fernsehspiel des NDR über, wo er Egon Monk bei der Inszenierung des Films „Ein Tag“ assistierte. Von 1965 an folgten längere Dokumentarfilme wie „Bayreuther Proben“, „Eine Woche Avantgarde für Sizilien“ und die zweiteilige Sendung über den schwarzen Jazz-Organisten Jimmy Smith (Titel: „Smith, James O.“), ferner über „John Cage“ und – unter dem Titel „498, Third Avenue“ – über die Cunningham-Truppe und ihre reichen Gönner.

Im Juli 1968 zeigte der NDR im Deutschen Fernsehen [gemeint ist das Gemeinschaftsprogramm der ARD, das damals diesen Namen trug, Anm.] Klaus Wildenhahns Film „In der Fremde“, einen Bericht über den Bau eines Futtersilos in ländlicher Umgebung und über die auf dem Bau herrschende Hierarchie. Im Dezember 1968 folgte sein Film „Heiligabend auf St. Pauli“, der in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember 1967 in einer kleinen Gaststätte auf Hamburg–St. Pauli aufgenommen worden war. Im April 1969 zeigte der NDR dann seinen Film „Harlem Theater“ über das „New Lafayette Theatre“ der Neger von New York. Dieser Film wurde Anfang 1970 von einer Kritiker–Jury mit dem Goldenen Bildschirm der Programmzeitschrift „TV Hören und Sehen“ ausgezeichnet.

Seit 1969 ist Klaus Wildenhahn außerdem Dozent an der Deutschen Film– und Fernsehakademie in Berlin. Dort drehte er zusammen mit einem Studenten den Film „Der Reifenschneider und seine Frau“, eine Reportage über ein Paar aus dem West–Berliner Lumpenproletariat. An der Akademie bildete er mit Studenten die Arbeitsgruppe „Wochenschau“, die bisher zwei Dokumentarfilme herstellte.

Heute abend: „Institutssommer“

Man hat ihn richtig in der Nase, diesen Geruch nach Labor und Desinfektion, nach den Ställen der Versuchstiere, nach dem Bohnerwachs in alten Treppenhäusern und der billigen Seife auf den Toiletten. Und wenn das ehrwürdige Institut, in dem dieser Sommer trotz vieler weißer Kittel grau verlebt wird, auch den berühmten Namen des Entdeckers des Tuberkelbazillus trägt: die freudlose Atmosphäre des Berliner Wedding kriecht doch durch die Fenster und Türen und mischt sich drinnen mit dem faden Klima, das entsteht, wenn Menschen im Grunde ohne Antrieb leben.

Denn der Zweifel, vom Institutschef in die Gruppe geimpft, ob es diesem Forscherteam je gelingen könnte, das gesuchte Hepatitis–Virus, den Erreger der infektiösen Gelbsucht, wirklich zu entdecken – dieser Zweifel fand hier einen günstigen Nährboden und wucherte wie einer der bösen Keime in den Glaskolben und Petrischalen.

Wie leben Forscher, abseits von Universität und Lehrbetrieb, auf sich allein gestellt, im Inseldasein eines solchen Instituts? Was hält sie bei ihrer Arbeit, bei einer Arbeit, deren Lohn vielleicht nur in den dürren Blättern irgendeiner Publikation bestehen wird? Fast erfrischend, wenn in den ereignislosen Institutssommer mal ein junger Doktorand hereinschneit, der dem vertrackten Virus beim Schwein auf der Spur ist.

Wie aber kann eine solche Dissertation vom *haut gout* des Ordinär–Veterinären befreit werden und in den vornehmeren Bereich der Humanmedizin transponiert werden? Wie die ganze Gruppe am Titel dieser Doktorarbeit feilt –, das ist ein dokumentarfilmisches Kabinettstück. Wie dieser von Klaus Wildenhahn gedrehte Streifen überhaupt.

Christoph Wolff, Die Welt vom 30. Juni 1970

Das Virus

(...) Das hervorstechendste Merkmal der Dokumentation war Langeweile. Gewiß darf man getrost die Verhältnisse, die Klaus Wildenhahn in Berlin angetroffen hat, auf alle staatlichen oder städtischen Forschungsinstitute übertragen. Mit Schauspielern oder Sensationschirurgen ist die Arbeit von Virologen nirgendwo auf der Welt vergleichbar, und der Mangel an Öffentlichkeit eher ein Vorzug als ein Nachteil, wie Wildenhahn es versteht. Freilich so nichtig sind die Gespräche zwischen Wissenschaftlern nun auch wieder nicht alle, und jene sieben Jahre, die man in Berlin auf der Suche nach dem Hepatitisvirus ist,

bedeutet in der Geschichte der Medizin keine lange Zeit. Was fehlte: der Kontakt mit den Wissenschaftlern draußen, in den USA oder in der Sowjetunion. Aber dann wäre die tatsächlich unerträgliche Schneckenhaussituation nicht zu zeichnen gewesen, auf die es Wildenhahn, da ihm die Sache selber offensichtlich so fremd ist wie den meisten Zuschauern, allein ankam.

WB, Frankfurter Rundschau vom 2. Juli 1970

„Institutssommer“

Klaus Wildenhahns Filme haben immer eine sehr persönliche, vom Gewohnten abweichende Handschrift. Das Thema, das er sich freilich hier gewählt hat, ist spröder als die vorigen, etwa „Heiligabend in St. Pauli“ oder „Harlem Theater“. Die Schauwerte sind auch geringer. Ihn reizte es diesmal, die Arbeit einer Forschungsgruppe im Robert-Koch-Institut in Berlin-Wedding zu zeigen; das Objekt der Forschung: der Erreger der Hepatitis, der ansteckenden Leberentzündung. Auf jegliche Dramatik mußte dabei schon von vornherein verzichtet werden. Vorgestellt wurde ein reiner Arbeitsvorgang besonderer Art, wobei sich eine Schlußfolgerung ganz von selbst ausschloß, denn der Erfolg dieser Forschung steht weithin noch aus. Also mußte Wildenhahn den Stoff selbst interessant machen, und so legte er zuerst einmal alle Kulturfilm-Allüren zur Seite. Lediglich der Begleitstext krankte noch an trockener Monotonie. Aber alle Vorgänge zeigten sich aufgelockert; die Forscher der Arbeitsgruppe dozierten selten, diskutierten oft und waren dabei von einer privaten Ungezwungenheit, die es dem Fernsehbetrachter erleichterte, an der fremden Materie Gefallen zu finden. Keinen Gefallen freilich fand man wohl an den detailliert gezeigten Tierversuchen. Kläglich kreischende Affen, die wie in einer Folter eingespannt liegen und so die tödlichen Injektionen erhalten, oder Mäuse, die vom Leben zum Tod befördert werden. Darin hatte der Chef der Gruppe durchaus recht, wenn er vor solchen Aufnahmen warnte. Aber man kümmerte sich nicht darum. Von einer wissenschaftlich genauen Erklärung des Forschungsvorganges hatte man abgesehen, mußte es auch, weil der Erfolg noch unsicher ist. Aber die Atmosphäre des Instituts, die Details der Arbeitsverrichtung – bis zu den Laborwäscherinnen ging das – wurde mit einer unruhigen Handkamera sehr lebendig vermittelt. Sachliches Gerüst bildeten die Einblendungen, in denen unter anderem auch von den Gehältern die Rede war. Der Einblick in eine den meisten fremde Welt ist Wildenhahn schon gelungen, er hat es verstanden, einen für viele unlebendigen und schwer erklärbaren Gegenstand, wie diese Forschung, mit ihren Menschen zu individualisieren. Ob es aber gelungen ist, mehr als eine kleine Gruppe wirklich an dieser Sendung zu interessieren, das bleibt fraglich.

Elfriede Hennemann, Stuttgarter Zeitung vom 2. Juli 1970

Alltag in der Forschung

Klaus Wildenhahns Film über eine Forschergruppe am Robert-Koch-Institut in Berlin sollte kein Bericht über Hepatitisforschung, keine Analyse der akademischen Verhältnisse an einem wissenschaftlichen Institut, keine Fallstudie über Naturwissenschaften in Deutschland sein.

Daß der Zuschauer nach eineinhalb Stunden nun trotzdem eine Idee über die beruflichen und menschlichen Risiken und Belastungen hat, unter denen eine solche Forschungsgruppe arbeitet, daß er weiß, wie eine vielleicht beiläufig gemeinte Bemerkung des allmächtigen Chefs („Ich glaube, Sie werden kein i-Tüpfelchen auf die Hepatitis setzen“) die Arbeit der Gruppe beeinträchtigt, und daß er wieder einmal hört, wie das akademische System hierzulande fachliche Diskussionen und damit möglicherweise wissenschaftlichen Fortschritt verhindern kann – das ist das Ergebnis eines geglückten Films, der den begleitenden Kommentar auf ein Minimum beschränkt, die Kameraführung beweglich macht und der natürlichen Situation anpaßt – kurz, der ganz einfach die Routine in einem Forschungsinstitut filmt.

Keine Interviews mit gezielten Fragen, keine dramatischen Akzente in einem langwierigen und auf weiten Strecken eintönigen Versuchsablauf, keine Suche nach filmischen Effekten. Der Forschung wird das Flair des Abenteuerlichen, des Ungewöhnlichen genommen; sie wird hineingestellt in den Alltag eines Instituts, zu dem die Sorgen der Laborwäscherin ebenso gehören wie die des Gruppenleiters, dem es ein ständiges Problem ist, für seine Kollegen und sein Projekt beim hohen Chef ein Ohr zu finden. Die Suche nach zusammenfassenden Thesen und Fakten braucht diese Art Film nicht. Die Beobachtung des Alltags in der Forschung genügt.

fl., Süddeutsche Zeitung vom 2. Juli 1970

Außergewöhnliche Annäherung an das Gewöhnliche

(...) Der Gemeinverstand, geprägt von Romanen und Filmen, neigt dazu, die Forscherarbeit von Wissenschaftlern, insbesondere auf dem Sektor Medizin, zu heroisieren: Unwillkürlich denken die Leute immer an den asketischen Arzt, der sich in grenzenloser Opferbereitschaft zum Nutzen der Menschheit selbst einen gräßlichen Krankheitserreger injiziert, um endlich das Antitoxin zu finden; am Ende erwarten ihn Anerkennung, Nobelpreis und eine liebende Frau. Dieses rührende Bild ist vom „Institutsommer“ gründlich revidiert worden, und das allein ist schon ein Verdienst: Die Leute, die im Berliner Robert-Koch-Institut den Erreger der infektiösen Hepatitis suchen, sind keine romantischen Heroen, sondern Beamte mit dem und dem Tarif. Was sie tun, ist nicht das Außergewöhnliche, das individuell Gesteuerte und Bestimmte, sondern das Gewöhnliche. Es ist das alltäglich Gleiche, Langweilige, von Nebensächlichkeiten immer wieder Gestörte und Behinderte, das Unaufdringliche und Routinemäßige. Es ist, mit einem Wort, das (...) „Banale“.

(...) Das Banale, das hier gezeigt wurde, entpuppt sich als das Außerordentliche, das Undramatische als hochdramatisch. Klaus Wildenhahn ist mit diesem Film das bisher kaum Erreichte gelungen: Er hat die „Welt der Arbeit“ auf einem Teilabschnitt gezeigt, und es bleibt fast unfaßbar, wieviel Realität dadurch sichtbar und vor allem: plausibel wurde. Der Film verzichtete auf Stellungnahme und Wertung. Er durfte das tun, da die sichtbar werdende Realität zwingend war. Da bedurfte es keiner Ideologie und Ideologisierung: Alles war eindeutig, so wie es war. Jede Ideologisierung hätte Unschärfe bedeutet.

Es genügte beispielsweise – es gäbe zahlreiche Beispiele! – die Gesichter und spärlichen Äußerungen eines Mitarbeiters festzuhalten, während der Gruppenleiter ihm die deprimierende Meinung des „Chefs“ mitteilte. Hier wurde mit einem Schlag deutlich, wie tief Arbeit und Arbeitsumstände die Person des Arbeitenden betreffen und – treffen.

Wildenhahn machte es sich nicht leicht. Er hat nicht nur vielleicht 10 000 Meter gefilmt, um dann 3000 wichtige Meter auszuwählen, sondern er hat das ausgewählte Material mit Überlegung zusammengeschnitten. Wenn er ein Bild anhielt oder Szenen zerstückelte, um sie als Fortsetzung zu bringen, so war das offenbar genau durchdacht und hatte jeweils eine genau zu definierende Funktion. Das gleiche gilt für die schriftlichen und gesprochenen Zwischentexte: Sie hatten ihre genau berechnete Funktion.

Die zitierte skeptische Frage, ob nicht die Wiedergabe des Banalen etwas sei, aus dem Nichts hervorgehe, darf hier konträr beantwortet werden: Aus dem „Institutssommer“ ging mehr hervor, als eine soziologische Doktorarbeit zu sagen vermag.

Eckart Kroneberg, epd Kirche und Fernsehen Nr. 25 vom 4. Juli 1970